

KULTUR- UND GEISTESWISSENSCHAFTLICHE FORSCHUNG UND BIBLIOTHEKEN

Ein Professor der Kultur- und Geisteswissenschaften betritt das Gebäude seiner Hochschulbibliothek normalerweise nicht mehr. Allenfalls schickt er seine Hilfskräfte zum Bücherholen oder greift auf die online-Angebote der Bibliothek zurück. Es gibt kaum noch Versuche, die forschenden Hochschullehrer an die Bibliotheken zu binden. Sie sind als Zielgruppe ausgefallen. Besteht noch eine Chance, dass die kultur- und geisteswissenschaftliche Forschung und die Bibliotheken wieder zusammenfinden?

Dieses Problem ist mit Marketingaktionen nicht zu lösen. Denn seit den Zeiten, als es noch Dozentenlesesäle gab, hat sich auf beiden Seiten vieles gewandelt. Die Entwicklung der Wissensgesellschaft bringt es mit sich, dass über das Medium Internet Informationen bis in den letzten Winkel der Erde zugänglich sind und sich immer neue Wissensproduzenten in den globalen Diskurs einschalten können. Dadurch verlieren die Bibliotheken ihre einstige Monopolstellung für den Zugang zum Wissen. Hinzu kommt, dass die Ressourcen Geld, Raum und Personal von der öffentlichen Hand immer strenger nach Kosten/Nutzen-Berechnungen verteilt werden. Sie sind für Bibliotheken mit ihrem nur schwer in Zahlen zu fassenden gesellschaftlichen Nutzen oft nur mühsam darzustellen.

Veränderte Ausgangslage bei den Hochschulbibliotheken

Im Fall der Hochschulbibliotheken, dem wichtigsten Bibliothekstyp in Deutschland gemessen an seiner ökonomischen Bedeutung und seiner Relevanz für die kultur- und geisteswissenschaftliche Forschung, kommen zur allgemeinen Problematik zwei spezifische Einflussfaktoren hinzu: die Herausbildung eines unternehmerischen Selbstverständnisses der Hochschulen und die zunehmende Bedeutung des digitalen Publizierens.

Während die Hochschulen (gemeint sind Universitäten und Fachhochschulen) vor zwanzig Jahren noch durch die Ministerialbürokratie gesteuert wurden und sich Minister in die Berufung von Professoren eingemischt haben, werden ihnen heutzutage durch Zielvereinbarungen nur die Rahmenbedingungen ihres Wirkens vorgegeben. Sie müssen sich im Wettbewerb des Wissenschaftsmarkts behaupten und um Studenten, qualifiziertes Lehrpersonal, Finanzmittel und Reputation kämpfen. Jede

Hochschule gibt sich ein Leitbild und profiliert sich – als Ausbildungseinrichtung, als Anstalt zur Politikberatung oder als Exzellenz-Universität. Deutlicher als früher bekommen die Bibliotheken von ihren Hochschulen klare Vorgaben, welchen Beitrag sie zum Erfolg der Dachorganisation zu leisten haben. Dabei können Aufgaben wie überregionale Dienstleistungen, Pflege bestehender Sammelschwerpunkte oder die Bewahrung historischer Buchbestände in Widerspruch zu den Zielen der Hochschule geraten und das Ansehen prekärer Sonderaufgaben bekommen. Eine Zeitlang kann dann die Finanzierung bestimmter Dienste dieser Art über Drittmittel ein – labiler – Ausweg sein.¹

Auch der einschneidende Wandel im Publikationswesen zwingt die Hochschulbibliotheken zu einem neuen Angebot und indirekt zu einem Umbau ihrer internen Strukturen. Elektronische Publikationen erfordern andere Bearbeitungsstrukturen als Gedrucktes. In den Natur- und Sozialwissenschaften funktioniert der wissenschaftliche Austausch inzwischen weitgehend über digitale Medien, in den Kultur- und Geisteswissenschaften sind sie ein wichtiger Faktor geworden.

Beide übermächtigen Trends, die unternehmerische Orientierung und das digitale Publizieren, veranlassen viele Hochschulbibliotheken dazu, die eigenen Bestände nicht mehr systematisch zu ergänzen und sich vom Prinzip des vorsorgenden Bestandsaufbaus zu verabschieden. Da alles Neue anscheinend digital verfügbar ist, wird auf die Vorratshaltung an einem physischen Ort verzichtet. Die Anforderungen von Lehre und Forschung scheinen durch Vermittlung von digital beschaffbaren Informationen zielgenauer erfüllt zu werden als durch den Aufbau einer Sammlung, von der ungewiss bleibt, ob und wann sie einmal genutzt wird. Die Bibliothekare ziehen sich aus ihrem traditionellen Kerngeschäft der Erwerbung zurück und überlassen die Auswahl neuer Titel den Kunden selber (*Patron Driven Acquisition*). Als Großhandelskaufleute verhandeln sie mit Verlagen über ganze Jahresproduktionen und verzichten auf die zeitintensive Entscheidung von Einzelangeboten. Die Verwertungslogik der Verlage und der dringliche Bedarf der Natur- und Sozialwissenschaften lassen den Bibliothekaren kaum eine andere Wahl, als zum Instrument der kurzfristigen Lizenzen zu greifen.

Die Mehrzahl der Hochschulbibliotheken versteht sich also als Dienstleister zur Beschaffung von Informationen und wird so auch von der

¹ Thomas Fuchs: Was ist eine Forschungsbibliothek? Definitionen und Praxisbeispiele. In: BIS – Das Magazin der Bibliotheken in Sachsen 2012, Heft 3, S. 148–151. http://www.qucosa.de/fileadmin/data/qucosa/documents/9654/BIS_3.12_Fuchs.pdf (zuletzt aufgerufen am 30.9.2012)

Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) wahrgenommen. Die DFG hat ihr Sondersammelgebietsprogramm eingestellt und konzentriert ihre Förderung nunmehr auf „Fachinformationsdienste“.

Die Abkehr von der traditionellen Bestandsorientierung hat weitere Effekte: Sondersammlungen werden als selbständige organisatorische Einheiten aufgelöst. Entbehrlich erscheinende Bestände an Druckschriften werden ausgesondert. Die Verantwortung für den Erhalt, die Vermehrung und die dauerhafte Zugänglichkeit der Buchbestände wird unklar. Klassische Lesesäle werden in *learning centers* umgewandelt. Ganze Reihen von Einzelarbeitstischen werden durch Gruppenarbeitsplätze ersetzt. Die Bücherausleihe wird zum Randphänomen. War die Bibliothek früher in erster Linie Schatzkammer, so ist sie jetzt ein wuseliger Studienort.

Den Exodus der Forschung aus den Hochschulbibliotheken hat Bernhard Fabian schon 1983 und 1997 analysiert.² Inzwischen hat die Entfremdung ein bedrohliches Ausmaß angenommen.

Forschung in den Kultur- und Geisteswissenschaften

Kultur- und Geisteswissenschaften fördern den kritisch-reflexiven Umgang mit der eigenen Kultur. Sie sind in größerem Maße als die Science, Technology and Medicine (STM)-Fächer auf Bibliotheken angewiesen, weil ihr Forschungsinteresse immer auch historisch ausgerichtet ist und sich auf die „Tradition“ bezieht. Der heute weitgehend vergessene Schriftsteller Wolf von Niebelschütz hat in einem Vortrag des Jahres 1948 einmal eine kluge Kurzdefinition des Begriffs gegeben: „Genauer gesagt, meint die Tradition dasjenige aus der Vergangenheit, was Zukunft ermöglicht.“³ Wenn man die gesellschaftliche Aufgabe der Kultur- und Geisteswissenschaften auf den Begriff bringen wollte, könnte man sagen: Ihr Blick richtet sich auf die Vergangenheit, um Ressourcen für die Zukunft zu identifizieren. Um der „Tradition“ auf die Spur zu kommen, untersuchen sie das materielle Substrat der Vergangenheit, die kulturelle Überlieferung.

² Bernhard Fabian: Buch, Bibliothek und geisteswissenschaftliche Forschung. Göttingen 1983. Ders.: Forschung und Bibliothek. In: Bibliothek und Wissenschaft 30 (1997) S. 12–25.

³ Wolf von Niebelschütz: Tradition und moderne Kunst. In: Ders.: Freies Spiel des Geistes. Reden und Essays. Düsseldorf 1961, S. 321. – Der Hinweis auf diesen Text verdankt sich Bernhard Fabian: Über die Zukunft des Buches. In: Pegasea. Walter Georg Olms zum 85. Geburtstag. Hrsg. von Bernhard Fabian und Clemens Zintzen. Hildesheim 2012, S. 39–50, hier S. 50.

Diese wird in den Gedächtnisinstitutionen, u. a. in den wissenschaftlichen Bibliotheken, aufbewahrt, detailliert erschlossen und zugänglich gemacht.

In den Kultur- und Geisteswissenschaften werden hermeneutisch-interpretierende und begrifflich-theoretische Forschungsformen angewendet. So hat es der Wissenschaftsrat in seinen „Empfehlungen zur Weiterentwicklung der wissenschaftlichen Informationsinfrastrukturen in Deutschland bis 2020“ beschrieben.⁴ In dem Papier werden insgesamt sechs verschiedene Forschungsformen unterschieden. Statt Fächer oder Disziplinen aufzuzählen, können mit dieser Begrifflichkeit Verfahren benannt werden, die in manchen Fächern – man denke etwa an die Sprachwissenschaft – nebeneinander angewendet werden: experimentierende, mit Simulationen arbeitende, beobachtende, hermeneutisch-interpretierende, begrifflich-theoretische und gestaltende Forschungsformen.

Die hermeneutisch-interpretierenden und begrifflich-theoretischen Forschungsformen lassen sich im Hinblick auf die Interaktion mit Bibliotheken weiter differenzieren. So wird man das überkommene Bild des einsam am Schreibtisch über einen Text gebeugten Forschers durchaus noch vorfinden. Textinterpretation und Theoriebildung sind nicht obsolet. Der Bedarf an Vergegenwärtigung kanonischer Texte und an Verdichtung der kulturellen Tradition ist nicht kleiner geworden.

Auch der im Lesesaal einer Bibliothek oder eines Archivs große Materialmengen sichtende, kompilierende, edierende und neues Wissen erzeugende Forscher verkörpert einen bleibenden Typus.

Daneben aber gibt es seit dem Siegeszug der modernen Informationstechnologien in den letzten dreißig Jahren den *Digital Humanist* oder die Arbeitsgruppe mehrerer *Digital Humanists*. Sie füttern ihren Computer mit Daten aus der Kulturgeschichte, um mit Hilfe seiner Algorithmen zu neuen Erkenntnissen zu gelangen.

Alle drei Typen der kultur- und geisteswissenschaftlichen Forschung sind auf gut organisierte Bibliotheken angewiesen, die ihre Arbeit unterstützen und manchmal erst möglich machen. Am ehesten noch könnte der einsame Denker am Schreibtisch auf Bibliotheken verzichten, weil auch das Internet oder der Buchhandel die wenigen Texte, die er benötigt, liefern könnten, zumal wenn es um aktuelle Literatur geht. Das Wesentliche ist seine Gedankenarbeit.

Für den zweiten und dritten Typus von Forschung jedoch sind gut erschlossene, herausragende Bestände mit Primär- und Sekundärliteratur

⁴ Veröffentlicht am 13.7.2012. <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/2359-12.pdf> (zuletzt aufgerufen am 30.9.2012)

essentiell, wie sie forschungsorientierte Bibliotheken bieten.⁵ Je nach Größe und Anspruch des Projekts wäre es darüber hinaus wünschenswert, dass Bibliothekare es mit Expertise und Dienstleistungen unterstützen. Bibliothekare kennen die Zusammensetzung, Materialaspekte und Herkunft ihrer Objekte und Sammlungen genau und können eine spezielle Methodenkompetenz in die Arbeit mit den Sammlungen einbringen. Der zweite und dritte Typus von Forschung ist auf Kooperation mit der Bibliothek besonders angewiesen.

Um ein Beispiel für eine solche Zusammenarbeit zu geben: Im Sonderforschungsbereich „Ereignis Weimar-Jena – Kultur um 1800“ der Universität Jena, der zwischen 1998 bis 2010 gefördert wurde, hatten sich 24 Arbeitsgruppen verschiedener Fachgebiete gebildet, um das vielschichtige Kulturgefüge in den Orten Weimar und Jena während der Goethezeit zu beschreiben: das soziale Umfeld im Herzogtum Sachsen-Weimar, die Hofgesellschaft, die Wirtschaftsgeschichte, die Universität und Schule, Musik, Alltagskultur, Naturforschung, Parks und Gärten usw. Die Literaturwünsche der Wissenschaftler bezogen sich auf die ganze Breite der schriftlichen Quellen um 1800, angefangen von den Zeitungen über die botanische Literatur bis zu den Theaterzetteln. Quantität und Qualität des Literaturbedarfs waren nicht voraussehbar, einziges Auswahlkriterium war die Epoche. Im Rahmen dieses Sonderforschungsbereichs sind auch Editionen, Bibliographien und Datenbanken entstanden. So haben z. B. die Herzogin Anna Amalia Bibliothek und die Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena die „Allgemeine Literaturzeitung“ (ab 1785) und andere Zeitschriften der Zeit um 1800 als Quellen gemeinsam inhaltlich erschlossen und digitalisiert. Die Bibliotheken sind der Ort, an dem diese Quellen vorhanden sind, ihre Rezeptionsgeschichte dokumentiert ist und neue Rezeption ermöglicht wird.

Sammlungen als Forschungsinfrastrukturen

Im Gegensatz zu Archiven, die staatliches, gesellschaftliches oder privates Handeln in schriftlichen Dokumenten getreu widerspiegeln, sind Bibliotheken stärker durch intentionales Handeln bestimmt: Bibliotheken, sofern sie nicht nur Pflichtexemplare aufnehmen, bauen einen Bestand gezielt auf. Sie wählen einzelne Objekte aus und lassen andere aus, d. h. sie sam-

⁵ Vgl. das Kapitel „Die Bibliothek als institutionelle Bedingung der geisteswissenschaftlichen Forschung“ bei Bernhard Fabian (Anm. 2), S. 23–36.

meln. Damit werden Bibliotheken insgesamt und in ihren identifizierbaren Teilsammlungen kulturgeschichtliche Artefakte – und sind somit für alle Fragestellungen, die sich mit dem kulturellen Selbstverständnis einer Gruppe oder einer Epoche beschäftigen, doppelt interessant. „In Bibliotheken bewahrt sich Vergangenheit in besonders komplexer, vielschichtiger und mehrdimensionaler Form auf.“⁶ Nicht nur die Einzelobjekte sind von Interesse, sondern auch ihr jeweiliger Sammlungszusammenhang, der in kulturhistorischer Perspektive entziffert werden kann. Die Genese und Kanonisierung von Wissen kann auf diese Weise nachvollzogen werden.⁷

Die Frage nach der Bedeutung von Sammlungen ist 2011 vom Wissenschaftsrat in seinen „Empfehlungen zu wissenschaftlichen Sammlungen als Forschungsinfrastrukturen“ aufgegriffen worden.⁸ Das Papier ist auch für die Arbeit mit Sammlungen in Bibliotheken aufschlussreich, wenngleich sie nicht ausdrücklich thematisiert wurde.

Zur Vorbereitung der Empfehlungen hatte der Wissenschaftsrat im April 2009 eine Arbeitsgruppe eingesetzt. Sie hat sich einen Überblick über 151 universitäre Sammlungen verschafft, die häufig an Lehrstühle und Institute angebunden sind und über deren Bestände und Zustände Dritten oftmals wenig bekannt ist. Es ging um Sammlungen aus Universitätsdisziplinen wie Ethnologie und Kulturanthropologie, Geschichte und Archäologie, Kulturgeschichte und Kunst, Medizin, Naturwissenschaften und Technik. Zusätzlich wurden die Universitäten Jena und Heidelberg persönlich aufgesucht und Erfahrungen aus der Evaluation des Zoologischen Museums Hamburg einbezogen. Die Berücksichtigung dieser Institution zeigt, dass der Blick über die Universitäten hinaus auch auf andere Forschungssammlungen gerichtet wurde. Insgesamt sprechen die Empfehlungen von mehr als tausend in Deutschland vorhandenen forschungsrelevanten Sammlungen.

Nach Auffassung des Wissenschaftsrats stellen wissenschaftliche Sammlungen und Objekte aus Sammlungen in zahlreichen wissenschaftlichen

⁶ So formuliert es Ulrich Johannes Schneider (Leipzig) in einer persönlichen Mitteilung vom 16.1.2016 an den Verfasser.

⁷ Jürgen Weber: Sammlungsspezifische Erschließung. Die Wiederentdeckung der Sammlungen in den Bibliotheken. In: Bibliotheksdienst 43 (2009), 1162–1178. – Ulrich Johannes Schneider: Bücher als Herausforderungen der Wissensgeschichte. In: Frühneuzeitliche Bibliotheken als Zentren des europäischen Kulturtransfers. Hrsg. von Claudia Brinker-von der Heyde u.a. Stuttgart 2014, S. 263–271.

⁸ Empfehlungen zu wissenschaftlichen Sammlungen als Forschungsinfrastrukturen. In: Wissenschaftsrat: Empfehlungen zu Forschungsinfrastrukturen. Köln 2011, S. 211–282. <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/10464-11.pdf> (zuletzt aufgerufen am 25.12.2015)

Disziplinen eine unentbehrliche Grundlage für die Forschung dar. Fächer wie Archäologie, Botanik, Zoologie seien sogar erst durch Sammlungen entstanden.⁹ Unter den Funktionen wissenschaftlicher Sammlungen nennt der Wissenschaftsrat als die vier wichtigsten:

- Forschung
- Lehre
- Vermittlung wissenschaftlicher Inhalte für die Öffentlichkeit
- Bewahrung¹⁰

Ziel der Empfehlungen ist es, das Potential der Sammlungen als Forschungsinfrastrukturen besser auszuschöpfen und die Sammlungen systematisch für die Forschung nutzbar zu machen. Der Wissenschaftsrat betont, dass man von Häufigkeit, Art und Umfang der aktuellen Nutzung nicht auf den wissenschaftlichen Wert einer Sammlung schließen könne.

Der hier besonders interessierende Terminus Forschung wird folgendermaßen differenziert:

- „Forschung über Objekte, d.i. systematische Einordnung und Bestimmung des Objektes, seiner Herkunft, seines Entstehungszusammenhangs und seines geschichtlichen Kontextes sowie seiner historischen Überlieferung (Provenienzforschung); auch Restaurierungs- und Konservierungsforschung; die Forschung über Objekte ist eine Grundlage für die Forschung anhand von Objekten; auch vorbereitende und begleitende Tätigkeiten wie die Inventarisierung und Erfassung von Objekten können ein Teil der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Objekten sein;
- Forschung über Sammlungen, d.h. Forschung zur Entstehungsgeschichte, Überlieferung und Kontext der Sammlung, kulturhistorische und wissenschaftshistorische Forschung im Querschnitt einzelner Sammlungen, beispielsweise im Kontext der Erforschung der Entwicklung von Disziplinen;
- Forschung anhand von Sammlungen und Objekten, d.h. Sammlungen und Objekte dienen als Referenz und Belegmaterial im Kontext systematischer Forschungen; diese Forschung geht von einer übergeordneten Fragestellung aus, die mithilfe der Objekte und Sammlungen beantwortet werden kann;
- Ausstellungen und damit zusammenhängende Forschungstätigkeiten, d.h. die systematische Untersuchung oder neue Gruppierung von Ob-

⁹ Ebda. S. 215.

¹⁰ Ebda. S. 242. In einer Fußnote verweist er darauf, dass diese Funktionen im Wesentlichen der Definition von Forschungsmuseen des ICOM entsprechen.

jekten im Rahmen einer bestimmten Forschungsfragestellung mit dem Ziel der Wissensvermittlung für eine Ausstellung. Häufig werden historische oder disziplinübergreifende Zusammenhänge im Zuge von Ausstellungen durch die von der jeweiligen Ausstellungskonzeption geleitete Zusammenstellung von Objekten erstmals offen gelegt und dadurch weitere Forschungsfragen angeregt. In der Regel werden die im Kontext der Ausstellungsvorbereitung gewonnenen Erkenntnisse in einem Ausstellungskatalog oder in Fachzeitschriften publiziert.“¹¹

Die vier Arten von Forschung, die der Wissenschaftsrat hier im Zusammenhang mit objektbezogenen Sammlungen unterscheidet, gelten im Prinzip auch für Bibliotheken. Bibliotheken bewahren Bücher, Handschriften, Nachlässe, Landkarten, Musikalien, Fotos, Grafiken, elektronische Daten und vielen weiteren Publikationsformen und -materialien auf – entweder in materialspezifischen oder thematischen Teilsammlungen. Was Bibliotheken von anderen Institutionen wie Archiven, Museen oder Forschungssammlungen an Universitäten seit der Antike unterscheidet, ist ihre Zuständigkeit für den Zugang zu veröffentlichtem Material (Texten, Bildern etc.), sei es handschriftlich (etwa im Fall mittelalterlicher Codices), gedruckt, digital oder auf anderen Trägermedien überliefert. Diese Verantwortung für die Verfügbarkeit von veröffentlichten Texten ist ihr Alleinstellungsmerkmal. Ihr Alleinstellungsmerkmal ist nicht die Vermittlung von Informationskompetenz, das Angebot von Gruppenarbeitsplätzen, die Archivierung von Forschungsdaten oder die Beratung von Wissenschaftlern beim Publizieren. All dies können Auch-Aufgaben sein.

Wenn Bibliotheken mehr sein wollen als bloße Agenturen im weltweiten Informationsnetz, müssen sie Sammlungen aufbauen. Denn veröffentlichte Texte sind keineswegs „immer schon da“, auch wenn gedankenlose Nutzer des Internets und sogar Bibliothekare dies annehmen.¹² Sie lassen sich auch nur in begrenztem Umfang ad hoc beschaffen, wenn ein Benutzer danach fragt. Veröffentlichte Texte müssen selektiert, finanziert, aufbereitet, vertrauenswürdig archiviert und vermittelt werden.

Wie die archäologischen oder zoologischen Forschungssammlungen der Universitäten sind auch viele bibliothekarische Sammlungen von hoher Qualität und beträchtlichem Umfang. Bibliotheken achten darauf, dass Kontexte der Entstehung, Aufbewahrung und Nutzung ihrer herausragenden Sammlungen dokumentiert werden. So betreiben Bibliothekare in

¹¹ Ebd. S. 227.

¹² Weg mit den Büchern! Interview von Michael Furger mit Rafael Ball [Direktor der Bibliothek der ETH Zürich]. In: Neue Zürcher Zeitung am Sonntag vom 6.2.2016.

forschungsorientierten Bibliotheken¹³ forschende Erschließung oder, je nach Niveau, erschließende Forschung – genau in der Differenzierung, die der Wissenschaftsrat beschrieben hat. Praktisch heißt das: Sie katalogisieren Inkunabeln, bestimmen Einbände, erschließen Nachlässe, betreiben Sammlungsgeschichte, ermitteln Provenienzen oder sind Experten für Angewandte Informatik. Wissenschaftler werden eingeladen, an einzelnen Bibliotheksobjekten, an Serien einzelner Objekte, an Sammlungen zu arbeiten und Kooperationsprojekte wie Ausstellungen, Tagungen oder Editionen mit der Bibliothek zusammen durchzuführen.

Die Vermittlung an weitere Zielgruppen, z. B. durch Ausstellungen und Führungen, gehört zur Aufgabe von forschungsorientierten Bibliotheken. Die Verpflichtung ergibt sich aus ihrer Funktion für das kulturelle Gedächtnis der Gesellschaft. So wie Forschung und Lehre an den Universitäten zusammengehören, sind Forschung und Vermittlung in die Bereiche Wissenschaft, Bildung und interessierte Öffentlichkeit hinein für forschungsorientierte Bibliotheken wesentlich.

Damit Forschung und Vermittlung in dieser Weise möglich sind, müssen die Objekte in physischer Präsenz und materieller Unversehrtheit bewahrt werden. Unterbringung, Schutz und Konservierung, ggf. Restaurierung sind Grundlage der langfristigen Nutzbarkeit. Forschungsorientierte Bibliotheken müssen die diachrone Zugänglichkeit ihrer Sammlungen als bewusst zu planenden Prozess begreifen.¹⁴ Sie bilden Konzepte für die langfristige Konservierung der Originale und die Langzeitarchivierung digitaler Ressourcen aus.

Forschungsbibliothek – Bibliotheksfunktion oder Bibliothekstyp?

Es fällt auf, dass sehr unterschiedliche Bibliotheken die Gesamtheit oder einen Teil ihrer Aktivitäten mit dem Terminus Forschungsbibliothek be-

¹³ Jürgen Weber: Forschungsbibliothek/in. Thesen zu einem neuen Berufsbild. In: *Bibliothek – Forschung und Praxis* 22 (1998) S. 309–313. – Thomas Stäcker: Das Fachreferat im Kontext einer Forschungsbibliothek. In: *Bibliothekare zwischen Verwaltung und Wissenschaft. 200 Jahre Berufsbilddebatte*. Hrsg. von Irmgard Siebert u. Thorsten Lemanski. Frankfurt a. M. 2014, S. 219–235. (*Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie*. Sonderband 111)

¹⁴ Vgl. den außerordentlich erhellenden Band: *Diachrone Zugänglichkeit als Prozess. Kulturelle Überlieferung in systematischer Sicht*. Hrsg. von Michael Hollmann und André Schüller-Zwierlein. Berlin 2014. (*Age of Access? Grundfragen der Informationsgesellschaft*, Band 4)

schreiben: Neben der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel und der Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar, die dies seit Jahrzehnten tun, sind dies z. B. die

- Staats- und Stadtbibliothek Augsburg
- Staatsbibliothek Bamberg
- Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung in Berlin und Frankfurt/M.
- Staatsbibliothek zu Berlin
- Sächsische Landesbibliothek/Staats- und Universitätsbibliothek in Dresden
- Landes- und Universitätsbibliothek Düsseldorf
- Universitäts- und Forschungsbibliothek Erfurt/Gotha
- Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
- Bibliothek der Franckeschen Stiftungen zu Halle/S.
- Thüringische Universitäts- und Landesbibliothek Jena
- Diözesanbibliothek Köln
- Universitätsbibliothek Leipzig
- Stadtbibliothek Mainz
- Bibliothek des Deutschen Literaturarchivs Marbach/N.
- Bayerische Staatsbibliothek
- Ratsbibliothek Zwickau

Zahlreiche Regionalbibliotheken kommen hinzu.

Die Liste ist sicher unvollständig. Sie zeigt, dass es viele Bibliotheken gibt, die eine andere Hauptaufgabe haben und sich dennoch als Forschungsbibliotheken sehen. Das Zusammenwirken all dieser Bibliotheken hat in den letzten Jahrzehnten den Aufbau der nationalbibliographischen Unternehmungen wie das Verzeichnis der im deutschen Sprachbereich erschienenen Drucke des 16. Jahrhunderts (VD 16), das VD 17, das VD 18 und den Fortschritt in der Digitalisierung dieses Segments der kulturellen Überlieferung möglich gemacht. Als gewaltige Herausforderung steht die dauerhafte Erhaltung der historischen Bibliotheksbestände im Raum, die nur koordiniert und von allen Bibliotheken gemeinsam bewältigt werden kann.

Ich möchte für das gesamte Spektrum von Bibliotheken von der Herzogin Anna Amalia Bibliothek über die Diözesanbibliothek Köln bis zur Sächsischen Landesbibliothek/Staats- und Universitätsbibliothek Dresden den Terminus forschungsorientierte Bibliotheken als Oberbegriff vorschlagen. Für forschungsorientierte Bibliotheken sind Sammlungen von veröffentlichten Texten lebensnotwendig, seien sie handschriftlich (z. B. als mittelalterliche Kodizes), gedruckt oder digital überliefert. Die Bezeichnung „forschungsorientierte Bibliotheken“ impliziert:

- programmatische Einbindung von Forschung in die Bibliothek
- dauerhafte Zugänglichkeit der Sammlung
- Angebot besonderer Erschließungsleistungen
- Vermittlungsauftrag gegenüber der Öffentlichkeit.

Unter den forschungsorientierten Bibliotheken gibt es als Spezialfall den eigenen Bibliothekstyp *Forschungsbibliothek*.¹⁵ Bibliotheken wie die in Weimar oder Wolfenbüttel arbeiten nahezu ausschließlich forschungsorientiert und können keiner anderen Gruppe zugeordnet werden. Sie sind von anderen Bibliothekstypen klar abgrenzbar.

Forschungsbibliotheken unterscheiden sich von National- und Regionalbibliotheken, die Pflichtexemplare sammeln und archivieren, durch den Aufbau von Sammlungen jenseits bestimmter geographischer Grenzen. Sie unterscheiden sich von Hochschulbibliotheken dadurch, dass sie nicht den Vorgaben der Korporation von Nutzern einer zur Profilierung gedrängten Hochschule folgen. Sie unterscheiden sich von Spezialbibliotheken durch den thematisch breiten Charakter ihrer Bestände sowie durch ihre Unabhängigkeit gegenüber der Trägereinrichtung. Sie unterscheiden sich von Öffentlichen Bibliotheken durch die Art ihrer Sammlungen und ihren Benutzerkreis.

Der Bibliothekstyp *Forschungsbibliothek* kann in einigen Hinsichten freier agieren als andere Bibliotheken. So ist der unbeschränkte Zugang zu ihren Angeboten ein besonders wichtiges Merkmal. Diese demokratische Errungenschaft kann von den Hochschulbibliotheken heutzutage nicht mehr verbürgt werden. Die Hochschulleitungen sehen sich in ihrem Rol-

¹⁵ Die wichtigsten deutschen Diskussionsbeiträge der letzten 20 Jahre zum Konzept *Forschungsbibliothek* sind: Jürgen Weber: *Forschungsbibliotheken im Kontext*. In: *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie* 44 (1997) S. 127–146. – Siegfried Schmidt: *Kulturgutbibliotheken – wissenschaftliche Bibliotheken im Spannungsfeld zwischen Benutzung und Bewahrung des kulturellen Erbes*. In: *Analecta Coloniensia* 2 (2003) S. 35–64. – Haike Meinhardt: *Brauchen wir eine Renaissance der Forschungsbibliothek? Ein Beitrag zu einer bibliothekstypologischen Diskussion*. In: *BuB Forum Bibliothek und Information* 61 (2009) S. 816–820. – Thomas Fuchs (Anm. 1) – Georg Ruppelt: *Von der geschlossenen Anstalt zur Forschungsbibliothek. Die Metamorphosen der Herzog August Bibliothek im 20. Jahrhundert*. Paul Raabe zum 85. Geburtstag. In: *Bibliotheksdienst* 46 (2012), S. 182–193 – Irmgard Siebert: *Die Zukunft liegt in der Vergangenheit. Historische Bibliotheken auf dem Weg zu Forschungsbibliotheken*. In: *Bibliothek – Forschung und Praxis* 27 (2013), S. 78–90. – Matthias Wehry: *Die zwei Körper der Forschungsbibliothek*. In: *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie* 60 (2013) S. 70–77. – Elmar Mittler: *Von der Forschungsbibliothek zur virtuellen Forschungsumgebung*. In: *Buch – Bibliothek – Region*. Wolfgang Schmitz zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Christine Haug und Rolf Thiele. Wiesbaden 2014, S. 255–278. – Andreas Brandtner: *Bibliotheken als Laboratorien der Literaturwissenschaft? Innenansichten analoger, digitaler und hybrider Wissensräume*. In: *Literaturwissenschaft und Bibliotheken*. Hrsg. von Stefan Alker und Achim Hölter. Göttingen 2015, S. 115–138.

lenverständnis den eigenen Hochschulangehörigen stärker verpflichtet als der Allgemeinheit¹⁶ und steuern die Hochschulbibliotheken entsprechend. Die Zulassung Nicht-Hochschulangehöriger als Benutzer ist vielerorts eingeschränkt. Auch die Lizenzen der neuen Fachinformationsdienste der DFG sind mit sehr hohen Hürden für Wissenschaftler außerhalb der Hochschulen und etablierten außeruniversitären Forschungseinrichtungen verbunden. Forschungsbibliotheken können, selbst wenn sie gelegentlich für den Wunsch nach Vorlage besonderer Materialien Kompetenznachweise verlangen, der kultur- und geisteswissenschaftlichen Forschung generell Zugang gewähren – jenseits institutioneller und regionaler Grenzen.

Forschungsbibliotheken haben auch größere Freiheiten im Hinblick auf den Bestandsaufbau, weil sie z. B. nicht vorrangig auf die wechselnden Interessen der eigenen Hochschule Rücksicht nehmen müssen. Vielmehr knüpfen sie an ihre eigenen historischen Bestandsschwerpunkte an und transformieren diese in die Zukunft. Sie können quer zu den akademischen Disziplinen sammeln. Sie sind nicht dazu verpflichtet, auf eine Nachfrage ein bestimmtes Angebot bereitzustellen. Sie agieren jenseits des Input-/Output-Schemas. Sie sind keine Instanzen der „Literaturversorgung“, nicht Zulieferer einer Kultur, sondern verstehen sich als Teil dieser Kultur.¹⁷ Zugespitzt gesagt, orientieren sie ihre Erwerbungen nicht am Benutzer, sondern am eigenen Bestand.¹⁸ So können im Idealfall interessante Sammlungen über sehr lange Zeiträume entstehen, sofern diese Aufgabe auch mit finanziellen Mitteln unternommen ist.

Forschungsbibliotheken eignen sich besonders für Kooperationsprojekte mit der kultur- und geisteswissenschaftlichen Forschung. Ihre besondere Rolle besteht u. a. darin, für Nachhaltigkeit zu sorgen, wenn Projektergebnisse wie z. B. Editionen, Bibliographien, Forschungsdaten oder virtu-

¹⁶ Joachim Nettelbeck: Das Wunschbild des starken Präsidenten. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 17.2.2016, S. N4.

¹⁷ Ulrike Steierwald: Leitlinien einer bestandsorientierten Erwerbung. Ein kulturwissenschaftliches Konzept der Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Weimar. In: Bibliothek – Forschung und Praxis 22 (1998), S. 200–207, hier S. 201.

¹⁸ So sagt auch Klaus Ceynowa, nichts sei unsinniger, als eine Bibliothek als Sammlung von den Bedürfnissen ihrer Nutzer her aufbauen zu wollen. „Es ist vielmehr der sehr lange Atem, der Geist des Bewahrens und die – gesehen auf ihren Sammlungsimpuls – prinzipielle Amodernität, die zu ihrem Wesen gehören und das jeweilige Interesse des Nutzers immer nur in buchstäblich zweiter Instanz bedienen: durch Indexierung, Filterung, Vernetzung, Linked Data – also durch laufende Schnittmuster, die das Interesse auf Weniges fokussieren und damit zugleich (die sicher weit wichtigere Funktion) alles Andere gnädig ausblenden.“ Klaus Ceynowa: Von der Skandalosität des Sammelns: Bibliothek und „Wahrheit“. In: Bibliotheksmagazin 10 (2015), 30. Ausg., S. 50–55, hier S. 54 f.

elle Forschungsumgebungen langfristig gesichert und vorgehalten werden sollen.

Kurzum, es ist wichtig, dass es neben forschungsorientierten Bibliotheken verschiedenster Art besondere Forschungsbibliotheken gibt. Sie können als Ferment für eine forschungsfreundliche Einstellung aller Bibliotheken wirken. Sie können im System der Bibliotheken Unwuchten ausgleichen, wenn die unternehmerisch ausgerichteten Hochschulen ihre Bibliotheken zu stark instrumentalisieren. Sie können etwa im Bereich der kulturellen Überlieferung Aufgaben übernehmen, die institutionengebundene Bibliotheken nicht erfüllen können. Durch ihre Eigenständigkeit sind sie interessante Kooperationspartner.

In den letzten zwei Jahrzehnten hat sich der Literaturbegriff der Kultur- und Geisteswissenschaften erweitert. Text, Textträger und Überlieferungskontext werden in ihrem Wechselverhältnis gesehen. So beschäftigt sich ein Sonderforschungsbereich mit „Materialen Textkulturen“ (seit 2011 an der Universität Heidelberg), an der Universität Erfurt wurde 2014 ein Masterstudiengang „Sammlungsbezogene Wissens- und Kulturgeschichte“ eingerichtet, und an der Staatsbibliothek zu Berlin läuft eine Vortragsreihe mit dem Titel „Die Materialität von Schriftlichkeit – Bibliothek und Forschung im Dialog“ (2015/16). In dem Augenblick, als die neuen Medien auftauchten, wurden gedruckte Bücher zu alten Medien und zu Objekten der Kulturgeschichte. Seither ist der mediale Charakter der Tradition insgesamt ins Bewusstsein gerückt.

Die Einrichtungen der Wissenschaftsförderung könnten durch eigene Programme dabei mithelfen, dass die kultur- und geisteswissenschaftliche Forschung und die Bibliotheken wieder zusammenfinden. Das Bundesministerium für Bildung und Forschung hat mit der Förderung des „Forschungsverbunds Marbach – Weimar – Wolfenbüttel“ ein erstes Zeichen gesetzt. Insgesamt können 23 Mitarbeiter befristet beschäftigt werden, darunter zahlreiche Wissenschaftler, die keine Bibliothekare sind, aber zusammen mit den Bibliothekaren an den Beständen arbeiten.¹⁹ Eine Allianz zwischen der kultur- und geisteswissenschaftlichen Forschung und den Bibliotheken ist an der Zeit, die Chancen dafür sind günstig.

¹⁹ Michael Knoche: Der Forschungsverbund Marbach – Weimar – Wolfenbüttel. In: Bibliotheken: Innovation aus Tradition. Rolf Griebel zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Klaus Ceynowa und Martin Hermann. Berlin: deGruyter 2014, S. 481–490.

Nach der deutschen Vereinigung im Jahr 1990 wurde für die Weimarer Bibliothek nicht nur ein neuer Name, sondern auch ein neues Konzept gesucht. Die ehemalige Herzogliche Bibliothek und spätere Thüringische Landesbibliothek hieß zu diesem Zeitpunkt Zentralbibliothek der deutschen Klassik. Die ehemals universal sammelnde Bibliothek war auf einen kleinen Ausschnitt ihres breiten Spektrums verengt worden. So wurde zwar hier z.B. die verdienstvolle „Internationale Bibliographie zur deutschen Klassik“ erarbeitet, aber sonst alles ausgeblendet, was thematisch jenseits der deutschen Literatur zwischen 1750 und 1850 lag. Nietzsche fiel z.B. als Thema aus, obwohl seine Privatbibliothek zum Bestand gehörte. Das in den Jahren vor der Vereinigung ausgeprägte Selbstverständnis als einer auf die DDR ausgerichteten germanistischen Spezialbibliothek für eine bestimmte Literaturepoche musste im neuen politischen Kontext aufgebrochen und erweitert werden.

Das neue Konzept bekam den Titel „Forschungsbibliothek“. In Anknüpfung an die theoretischen Arbeiten Bernhard Fabians und das praktische Vorbild der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel unter Paul Raabe sollte die Arbeit mit den historischen Bibliotheksbeständen im Mittelpunkt stehen. Zur näheren Charakterisierung des Konzepts wurden in dem folgenden Aufsatz zwölf Einzelmerkmale aufgelistet. Die Kriterien waren, rückblickend betrachtet, zu detailliert gefasst und auf eine Vielzahl anderer Bibliotheken gar nicht anwendbar. Sie dienten als Blaupause für die konkrete Arbeit in Weimar.

*Der Text enthält Gedanken, die in der Folge z.T. abgelehnt, z.T. weitergeführt wurden. Der Wiederabdruck soll das Verständnis der aktuellen Debatte über die Forschungsbibliothek erleichtern.**

* Zuerst erschienen in: *Bibliothek – Forschung und Praxis* 17 (1993) S. 291–300.